Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

11 (18.3.1934) Rasse und Volk

Visual Library

noch der ganze Betrag zukommen solle. Nach diesem Jahr wurde der Ehefrau „des in seinen Geschäften verreysten Bildhauers Lengelacher" auf ihr Ansuchen dann das kleine Kostgeld nebst Naturalien, ja, noch weiterhin bis zum Oktober 1768 bewilligt, zuletzt mit dem Bedeuten, daß sie nun keine weiteren Unterstützungen zu gewärtigen habe. So hatte Karl Friedrich in väterlicher Huld und in gütiger Fürsorge dem erwerbslosen Künstler in Anerkennung seiner vortrefflichen Leistungen noch mehrere Jahre Beistand gewährt.

Am 6. Februar 1759 hatte Lengelacher seine am 29. Dezember 1740 in Nikolsburg geborene Tochter Maria Josepha an den Bruder des Bildhauers Melling, an den Maler Josef Melling verheiratet. Die Trauung wurde in Daxlanden durch den Piaristenrektor P. Tobias vollzogen im Beisein des Kaufmanns Mallebrein und des Leibarztes Textor als Zeugen.

Lengelacher war ein Mensch von tief religiösem Empfinden, in seinen Neigungen und in seiner Prachtliebe durchaus das Kind seiner Zeit, temperamentvoll und von heftiger Gemütsart. Einen bei ihm einquartierten kaiserlichen Major, der mit seiner kostbaren Wohnung in Nikolsburg nicht sorgsam umgegangen war, ließ er durch den Fürsten mit Schimpf und Schande aus seinem Haus weisen. Einen fürstlichen Kammerdiener, der sich herausnahm, ihn zu hänseln, belohnte er mit kräftigen Maulschellen, und er bekam darob vom Fürsten Recht, der einen Künstler bedeutend höher einschätzte als seinen Kammerdiener. Als Lengelacher einmal zu Raigern durch Ueberarbeitung erkrankte, zertrümmerte er nach seiner Genesung viele inzwischen von seinen Angestellten gefertigte Bildwerke, da er sie seines Namens nicht würdig und nicht gut genug fand. (B. M. Trapp: Ignaz Lengelacher.)

Wir wissen nicht, wie sich weiterhin die Tätigkeit des oft auf Reisen begriffenen Künstlers nach Beendigung seiner Aufgaben am Karlsruher Schloßbau auswirkte. Wir hören noch von einem Monument, das 1770 von Karl Friedrich befohlen wurde und dessen Ausführung von den drei Erben des Bernoldischen Vermächtnisses zu bestreiten sei, ferner von einem weiteren großen Denkmal, dem Bernhardusbrunnen in Rastatt. Diese auf dem Kirchplatz stehende Plastik wurde nach Fertigstellung der Wasserleitung vom Eichelberg nach Rastatt von Markgraf August Georg begonnen und 1776 von seiner Witwe, der Markgräfin Maria Viktoria vollendet, zu Ehren des 1768 selig gesprochenen Markgrafen Bernhard von Baden. Das diesen Fürsten darstellende Monument ist von einem großartigen Schwung und in seiner ganzen Auffassung, — sollte man es nicht annehmen? — Wiener Schule, Wiener Barock.

Am 31. Dezember 1768 verkaufte Lengelacher an den Fürsten Karl von Dietrichstein für 6500 fl. sein Haus in Nikolsburg, in dem dann das fürstliche Oberamt untergebracht wurde. 1780 starb der Künstler, 83 Jahre alt.

Die auf dem Karlsruher Schloßplatz stehenden Bildwerke Lengelachers blieben nicht. Im Jahr 1801 waren die Figuren ziemlich schadhaft; sie wurden instandgesetzt und neu mit Oelfarbe gestrichen. Im Oktober 1815 schlug die Polizeidirektion im Hinblick auf die damals begonnene Umgestaltung des Schloßplatzes ihre Wegschaffung vor. Diese scheint im nächsten Jahr erfolgt zu sein. An eine Wiederaufstellung der Figuren auf dem Schloßplatz allein dachte man nicht mehr, ihr Stil entsprach nicht dem damaligen Zeitgeschmack. Sie fanden dann für die Gartenanlage der Markgräfin Verwendung. Am 30. September 1817 schrieb Weinbrenner darüber: „Die Markgräfin wünscht für die Ausstaffierung der neuen Gartenanlage einige von den Figuren, welche vormals in dem vorderen Schloßgarten standen gegen billige Taxation und besonders die beiden Gruppen des Herkules für die Verzierung des Haupteingangs des Gartens in der Amalienstraße zu erhalten." Man wollte etwa 4 bis 6 Statuen, und zwar die schönsten und die besten erhaltenen anfordern. Allein es wurden dann acht Figuren nach dem Garten verbracht, die auf neuen von Weinbrenner angegebenen Postamenten beiderseits der Zugänge zu dem 1817 erbauten Palais der Markgräfin Friedrich aufgestellt wurden. Die beiden Gruppen Simson und Herkules dagegen versetzte man an den Eingang zum Garten an der Herrenstraße. Sie wurden später, als man im Jahre 1834 das weinbrennersche Palais niederlegte, und als an dessen Stelle das von Josef Durm erbaute Erbgroßherzogliche Palais erstand, in das Innere des Gartens verlegt. Da stehen sie nebst den andern Götterfiguren noch heute, aber in welchem Zustand! Schadhaft, allmählich zerbröckelnd und auseinanderfallend und, falls für ihre Erhaltung nichts getan wird, dem Untergang geweiht. Die besten Karlsruher Bildwerke, die einzigen aus der Barockzeit auf uns gekommenen Plastiken gehen zugrund. Wenn man nicht bald etwas zu ihrer Erhaltung unternimmt, dann dürfte es zu spät sein.

Es erhebt sich überhaupt die Frage, ob es nicht ratsam wäre, die Figuren oder gute Kopien davon auf ihren früheren Standort auf den Schloßplatz zu verbringen und dort wieder aufzustellen. Wie die riesigen Volkskundgebungen im vorigen Jahr gezeigt haben, kommt die jetzige Anlage des Platzes großen Aufzügen nicht entgegen. Hinderlich sind die gärtnerischen Anlagen. Der mittlere Zugang des Schloßplatzes müßte vor allem erweitert, etwa dreimal so breit wie der jetzige Weg gemacht werden, die begrenzenden gärtnerischen Anlagen könnten bis zu den einfassenden Ketten zurückgeschoben werden. Beiderseits des Zugangs könnten dann die Lengelacherschen Figuren und Vasen und um das Karl-Friedrich-Denkmal herum die Sphinxe Aufstellung finden, in ähnlicher Weise wie vor 150 Jahren. Auch der innere Schloßhof zwischen den Wachthäuschen und dem Schloß sollte für Massenansammlungen zweckentsprechender hergerichtet werden. Der Boden könnte mit Platten belegt oder gepflastert werden, allenfalls könnte auch der jetzige grüne Rasen bestehen bleiben, aber so, daß man nicht wie heute um ihn herumzulaufen angewiesen ist, sondern daß er bei Massenversammlungen als betretbare Rasenfläche benützt wird. Entlang der Ketteneinfassung beiderseits der Wachthäuser aber sollten wie es früher in so reizvoller Weise geschehen ist, Lorbeer- und Orangenbäume, dazwischen große Flaggenmasten Aufstellung finden. Dadurch bekäme der innere Schloßhof eine räumliche Markierung und die etwas isoliert stehenden Wachhäuschen kämen besser mit dem Schloß in Bindung. Wollte man noch ein Weiteres hinsichtlich der Platzbeschaffung für riesige Volksmassen unternehmen, dann könnten auch die Rondelle auf den Seitenanlagen des Schloßplatzes um den Teich der drei Najaden größer und zwar als Rundplätze umgestaltet werden.

Es gibt keine Stadt, die einen solch idealen und schönen Versammlungsplatz aufweist, wie ihn Karlsruhe in der Anlage des Schloßplatzes besitzt. Von allen Seiten strömen hier zentral die Straßen der Stadt zusammen, man steht geschützt unter schattigen Bäumen und das Schloß bietet mit seinen ausspringenden Flügeln einen Hintergrund und monumentalen Rahmen, wie er würdiger und großartiger kaum zu denken ist.

Blut und Boden

von Fritz Wilkendorf.

Nimm eine Handvoll Erde,
Die braune Scholle ist gut,
Weil darin Mühn und Beschwerde
Deiner Väter und Mütter ruht.

Die Krume halte zur Sonne
und unter dem goldenen Licht
Fühlst du, wie warme Wonne
Aus Brocken und Scholle bricht.

Das ist geheimer Segen,
Ein Strom von Blut und Kraft,
Urmächtiges Bewegen
Das Herd und Heimat schafft.

Den Segen der Erde halte
Am Herzen mit starker Hand
Und hüte den Kindern das alte,
Das heilige Vaterland!

Verantwortlich für „Rasse und Volk" Helmut Hammer

Rasse und Volk

Folge 11 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, den 18. März 1934

Walter Kern

Obervogt Huber von Triberg

Ein reizvolles Wandergebiet des mittleren Schwarzwaldes ist das Bergland zwischen Hausach und Triberg. Vom Landwasserek, der Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz, führt der „Huberweg" durch eine typische Schwarzwaldlandschaft nach Schonach oberhalb Triberg.

Viele wandern zur Sommerszeit, vorab während der Ginsterblüte, den Huberweg und wohl mancher einsame Wandersmann stand schon sinnend vor den beiden Findlingen, deren einer mit einem Reliefbilde und einer Inschrift versehen ist. Die Felsgruppe (Hubersessen) hält die Erinnerung an den Obervogt Huber zu Triberg fest (gest. 1816) und es ist wert, das Lebensbild des edlen Mannes und seine Verdienste um die damalige Herrschaft Triberg der Vergessenheit zu entreißen.

Obervogt Huber stammte von bäuerlicher Herkunft und ist 1758 in Neudingen a. D. geboren. Seine hervorragende geistige Begabung ebnet ihm den Weg zum akademischen Studium und wir finden ihn später als Student der Theologie in Freiburg i. Breisgau, wo er 1781 alle theologischen Fächer mit Auszeichnung absolviert. Er wendet sich bald darauf von der Theologie ab und besucht die kaiserliche Normalschule, wo er nach kurzer Zeit das Patent eines Privatlehrers erhält. 1782 beginnt Huber das Studium der Rechtswissenschaften, das er 1788 mit glänzend bestandener Prüfung beendet. Bald darauf treffen wir den jungen Rechtsgelehrten als Praktikanten und Advokaten beim Magistratsgericht der Breisgaustadt.

Schon während seiner Freiburger Zeit scheint sich seine militärische Begabung und energisches Wesen gezeigt zu haben. Als man anno 1795 den breisgauischen Landsturm gegen die Franzosen organisierte, wurde Huber zum Kommandeur des Bataillons ernannt, das sich aus Bauern des Kaiserstuhls rekrutierte. Im folgenden Jahre wird er Obervogt (Amtmann) der österreichischen Herrschaft Triberg und amtierte hier bis zu seinem im Jahre 1816 erfolgten Tode.

Und hier auf dem Hochschwarzwalde beginnt die soziale Tätigkeit des Obervogtes Huber: sein Bezirk war einer der kältesten und unfruchtbarsten. Eine badische Chronik berichtet über Land und Leute auf dem Schwarzwalde während der Amtszeit des Obervogtes Huber wie folgt: „Das schwarzwäldische Volk wuchs in harter Arbeit und Entbehrung auf; es mußte alles Nöthige äußerst mühsam erringen und lernte einen Gewinn um so höher schätzen, je saurer derselbe verdient worden war und mochte er auch noch so gering erscheinen. Bis man ein Haberfeld gewann, mußte der Wald geschwändet, das Gestrüpp ausgereutet und der Boden gebrandet werden und dann erst noch bedurfte es einer Brache von zehen bis zwanzig Jahre. Wie gefährlich und mühsam mußte bei dem damaligen Mangel an geordneten Land- und Wasserstraßen das Holzführen und Flößen seyn. Selbst die Viehzucht war wegen der Wölfe mit doppelter Mühe und Sorge verbunden und manche jetzt vergessene Gefahr der Lage und Elemente hielt das Volk in steter Anstrengung seiner Kräfte und Wachsamkeit seines Geistes. So wurde es zur Ausdauer und Genügsamkeit erzogen; seine Armuth schützte es vor allen Lastern, wodurch beglücktere Völker gewöhnlich verarmen."

Huber sah die Not der Leute und suchte zu helfen. Und er half mit eigenen Opfern an Gesundheit und Vermögen.

Als Huber seine Tätigkeit auf dem hohen Schwarzwalde antrat, lag der ergiebigste Erwerbszweig — die Uhrmacherei brach. Huber ging nach seinem Amtsantritt daran, den Verkauf der handwerksmäßig hergestellten Uhrenerzeugnisse zu organisieren, er gründete Handelskompagnien und war bemüht, diesen neue Absatzgebiete zu erschließen. Der unermüdlich wirkende Mann darf auch als Vater der Strohflechterei, die noch Ende des vorigen Jahrhunderts im Triberger und Furtwangener Bezirk anzutreffen war, bezeichnet werden. Huber ließ auf eigene Kosten einen Strohflechter aus Toscana (Italien) kommen, um mit seiner Frau die Strohflechterei zu erlernen. Und nun begann das Ehepaar die armen Leute im Triberger Amtshause selbst zu unterrichten; der Unterricht wurde bald auf die einsamen Bergdörfer und entlegensten Bauernhöfe ausgedehnt. Huber kaufte den Leuten das Geflecht ab und suchte es einzuführen, alsbald kam ein Handel auf und die in Heimarbeit gefertigten Strohgeflechte wurden nach Frankreich, den Niederlanden und Rußland (Abnehmer der Schwarzwälder Uhren) abgesetzt. Eine neue Erwerbsquelle war so aufgeschlossen, Kinder und Frauen verdienten 60—120 Gulden jährlich.

Half der wackere Obervogt der bittersten Armut durch Einführung und Hebung der Heimarbeit abzuhelfen, so sann er weiter darauf, die Lage des Bauern zu verbessern. Gar viele Familien lebten von der Holzwirtschaft, dem Hauptreichtum des Gebirges. Das Holz wurde schon zu jenen Zeiten in allen Gestalten ausgeführt und verhandelt. Man flößte die rohen Stämme dem Rheine und der Donau zu oder schnitt sie in Bretter, Rahmen, Latten und Schindeln. Weil vielfach die Abfuhrwege und Zufahrtsstraßen fehlten, wurden unter der Initiative Hubers Wege angelegt und mit Unterstützung der von ihm begeisterten Bauern zwei große Straßen gebaut, eine nach Villingen und die andere nach Haslach im Kinzigtal. Jetzt konnten die Bauern am Rohrhardsberge, denen das Holz im Walde verfaulte, weil sie keine Abfuhrwege hatten, ihre Tannenriesen nach Haslach verbringen, von wo sie über Kehl nach Holland verflößt wurden. Huber verwandelte alle Strafen, die er auszusprechen hatte, in Tagewerke Arbeit an einem der neu anzulegenden Wege. Wiesen wurden melioriert, das Felsgestein entfernt und Vertiefungen angelegt. Und als zur Ernte erstmals das Gras mächtig gewachsen war, zeigte er den mißtrauischen Bauern, was sich erreichen läßt. Jetzt gingen die Wäldler freudig an die Verbesserungen und der Obervogt stand jedem mit Rat und Tat zur Seite, er kam auf die entferntesten Höfe, um die Arbeiten zu überwachen, und selbst Hand anzulegen. Eine weitere Aufgabe sah Huber in der Förderung der Obstbaumzucht; er lehrte den Bauern das Veredeln und Verzweigen der wilden Holzäpfel- und Waldkirschbäume. Im

heutigen „Burggarten“ in Triberg hatte der unermüdliche Mann eine Baumschule angelegt und zog dort junge Obstbäume und Beerensträucher, die er dann verschenkte.

Neben der Behebung und Linderung der leiblichen Not war der Obervogt darauf bedacht, seinen Untergebenen auch Geistesnahrung und Wissen zu vermitteln. Er ließ Lehrer kommen und die Kinder auf den einsamen Höfen unterrichten. Die ihm unterstellten Dorfgemeinden wurden aufgefordert, den fahrenden Lehrern feste Schulhäuser zu bauen damit die Lehrer ein Obdach und die Kinder gemeinsamen Unterricht erhielten.

Die Amtszeit Hubers (1795—1816) fiel in schwere Kriegsjahre und diese brachten Not und Bedrängnis in die Schwarzwaldtäler. Was tat der wackere Obervogt? Er nahm stets die Befehlshaber und Offiziere in sein Haus auf, um bei ihnen so für Schonung seiner Untertanen wirken zu können. Oft war er des Nachts unterwegs, um, mit den Vollmachten der Generale ausgestattet, den Bedrückungen der fremden Soldateska Einhalt zu gebieten. Im Jahre 1800 sehen wir Huber wieder als Kommandeur seines Breisgauer Landsturmbataillons; er zog mit diesem durch das Simonswälder Tal in die Herrschaft Triberg und als General Moreau schon weitergezogen war, diesem nach bis an die Donau. War wieder Ruhe und Frieden im Land, übte der Obervogt sein Amt weiter in gewohnter Weise als Vater seiner Bauern und Wohltäter der Armen aus. Ein Zeitgenosse des edlen Mannes schreibt nach dessen Tode: „Sein einziges Bestreben war, die Schwarzwälder seiner Vogtei so glücklich als möglich zu machen und zu dem Zwecke scheute er weder Mühe noch persönliche Opfer. Bei allen seinen Strapazen schlief er nie mehr als vier Stunden. Keine Hütte fand sich in seiner Herrschaft, die er nicht besucht hätte. Arme Kinder, die zur Winterszeit keine Kleider hatten, beschenkte er mit solchen, armen Familienvätern gab er Geld, wen immer eine Not drückte, der ging zum Obervogt. Tag und Nacht war er unermüdlich bestrebt, Erfahrungen zu sammeln und Gutes zu tun.

Und noch eines: Obervogt Huber entdeckte die Schönheit der Triberger Wasserfälle und machte diese der Allgemeinheit zugänglich. Er lichtete den Wald rings um die tosenden Wasser und ließ Pfade und Stege bauen.

Heinrich Hansjakob, der Pfarrer und Schwarzwaldsänger, hat Obervogt Huber in einem seiner Bücher ein literarisches Denkmal gesetzt. In dem seitens der Triberger Bürgerschaft in Aussicht genommenen „Haus der Heimat“, das als Symbol des Heimatgedankens und Verbundenheit mit der Scholle gedacht ist, sollte man dem Wirken Hubers ein Gedächtnis widmen, das die Verdienste dieses Mannes um die ehemalige Herrschaft Triberg der heutigen und einer späteren Generation in würdiger Weise vermitteln kann.

Toni Rothmund:

Jakob III. von Baden-Hochberg

II.

Als sich das Gerücht verbreitete, daß Jakob im Glauben wanke, schraken seine Freunde auf, schrieben ihm erregte Briefe voller Beschwörungen und Ermahnungen. Sie blieben nicht ohne Einfluß, und Pistorius hatte schwere Mühe, diesen Einfluß aus dem Felde zu schlagen. Jakob aber war beunruhigt. Er suchte sich ernstlich zu unterrichten, er ließ sich an Schriften kommen, was möglich war und hatte endlose Dispute mit den Hochbergischen Pfarrern zu denen ihm Pistorius die Waffen schliff.

Aber bei alledem fror seine Seele. Sie hatte sich in Italien voll farbiger, dunkelblühender Mystik getrunken in den herrlichen Kirchen des Südens — sie hatte sich berauscht an der königlichen Macht der alten Kirche, an Glanz und Pracht des Gottesdienstes. Sie konnte sich nicht ersättigen an der herben Strenge des Luthertums noch an dem Gezänke der Theologen.

Trotzdem lud er beide Konfessionen zu einem Religionsgespräch nach Baden-Baden ein, in seine Herberge — „zum Baldreit“. Und sie kamen, die streitbaren Ritter der Kirchen. Kamen mit Folianten unter den Armen, kamen in Soutanen und in Talaren, die Füchse und die Bären — hoben an zu disputieren und sich zu schmähen. Es war nicht mehr der Feuergeist der alten Reformatoren am Werk. Es ging nicht um die großen Dinge nicht um die Ursachen der Reformation, nicht um den Verfall der alten Kirche unter den verweltlichten Päpsten des 15. und 16. Jahrhunderts, es ging nicht um Gewissenfreiheit und reine Lehre — es ging um leere Formen und Thesen. — Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an, wenn wir die Protokolle der Religionsgespräche in Baden-Baden und in Emmendingen lesen. Denn auch in Emmendingen wurde noch ein „Colloquim“ gehalten, im alten Schloß, wo nach der Sage des Volkes noch heute der ruhelose und gehetzte Geist des Markgrafen suchend durch die düsteren Gänge und über die Wendeltreppe des Turmes irrt. —

Aber alle diese Gespräche und spitzfindigen Untersuchungen waren nicht geeignet, Jakobs fliehende Seele zu halten. Unaufhaltsam glitt sie der katholischen Kirche zu —

Er fand keine Ruhe mehr — bei Tag und bei Nacht. Oft stand er in mitternächtiger Stunde auf, kniete lange, lange im Gebet — weckte seine junge Frau, die damals ihr viertes Kind erwartete, beschwor sie, ihm zu helfen, ihm zu folgen, mit ihm gemeinsam überzutreten —

Sie konnte es nicht. Sie konnte nur mit ihm weinen — und für ihn beten — ihm vorstellen, wie sich alle seine Freunde, seine Brüder und Verwandten von ihm wenden würden, und in welchen Jammer er sein Land stürzen würde, das doch protestantisch sei —

Auch Elisabeth konnte ihn nicht mehr halten, Pistorius' dämonischer Einfluß war zu stark.

Am 25. Juli des Jahres 1590 schwor Jakob der Dritte von Baden-Hochberg in dem Zisterzienserkloster zu Thennenbach seinen Lutherischen Glauben ab, erhielt von dem Jesuiten Bussäus die Absolution und wurde in den Schoß der alten Kirche aufgenommen.

Ein ungeheures Aufsehen hat dieser Uebertritt damals in der ganzen Kulturwelt erregt. Niemals ist der Name „Baden“ wohl so oft genannt wurden wie in jenen Tagen — grollend, bitter, empört — oder jubelnd und lobpreisend —

Die Wittelsbacher und die Habsburger, die Bischöfe und die Priesterschaft triumphierten laut und jauchzten vor Freude.

Der Papst in Rom ordnete eine große Dankprozession an zur Kirche von Santa Maria der Deutschen — wobei er zur höheren Ehre Gottes barfuß ging —

Hatte Jakob, dem alle diese Feste, dieses Triumphgeschrei, diese Fahnen und Posaunentöne galten — hatte er nun wenigstens Ruhe und Frieden für seine gejagte Seele gefunden?

Es scheint nicht so.

Er suchte mit der Hast des Renegaten andere zu bekehren, suchte Rechtfertigung und Bestätigung seines Schrittes außerhalb seiner selbst. Er fing an, seine Frau, seine Beamten, seine Freunde zu bewegen, es ihm nach zu tun. Er dachte daran, die protestantischen Höfe zu bereisen und die Fürsten für seinen neuen Glauben zu gewinnen. Er hatte die Absicht, falls seine Gattin vor ihm sterbe, als Bettelmönch durch die Lande zu ziehen, wie weiland sein Ahn, Bernhard, der einen Kreuzzug gegen die Türken gepredigt und vom Papst selig gesprochen war. Vor allem machte er sich daran, den wahren Glauben in seinen Landen einzuführen und das Teufelswerk der Ketzerei darin auszurotten.

Und es kamen die Bischöfe und die Priester, räucherten die Hochbergischen Kirchen aus und weihten sie neu. Die zu Gundelfingen und die zu Emmendingen — zu Landeck und zu Hochberg — Die Pfarrer, die Lehrer schauten entsetzten Herzens dem Winter entgegen, wo sie verstoßen werden sollten.

Stumm und grollend stand das alemannische Volk dabei. Flüche und Verwünschungen flogen wie schwarze Raben hinaus und kreisten um das Schloß zu Emmendingen. Böse Gebete stiegen zu Gott auf, daß er den abtrünnigen Fürsten schlage und die Frucht im Leibe seines Weibes ersticke —

Gibt es das?

Können Flüche und Gedanken und böse Wünsche töten?

Damals glaubte man es. Und sicher ist, daß Jakob von Stund an kränkelte und verfiel. Er atmete eine von Haß vergiftete Luft, und — er war nicht robust genug, um sie so gut zu vertragen, wie der wackere Pistorius, der im Volksmund „der böse Bäcker“ genannt wurde, und der auch noch heute in dem verwünschten Schloß zu Emmendingen umgehen soll —.

Die Aerzte rieten ihm zu einer Brunnenkur, und Jakob begab sich ins Sigmaringensche, nach Imnau. Der Graf von Zollern war sein Freund und Glaubensgenosse. Die von Zollern und von Zimmern suchten sein verdüstertes Gemüt aufzuheitern — sie zechten mit ihm, und gingen mit ihm fischen und jagen — und alles schien gut — da aber brach Jakob am achten August jäh zusammen.

Man sagt, daß er Kirschen gegessen und Wasser darauf getrunken habe. Aber in diesem Fall wäre der Tod wohl nach wenigen Stunden eingetreten. Auf seinen erschöpften, von seelischem Leiden und Kämpfen geschwächten Körper warf sich die Ruhr. Als sie ihn in das Emmendinger Schloß zu seiner Frau zurückbrachten, war er ein todgezeichneter Mann. Nach unsäglichen Qualen gab er am 17. August — genau drei Wochen nach seinem Uebertritt seinen Geist auf. Es war ein Graf Metternich, der mit Taufgeschenken von Wien und München zu ihm gekommen war, in dessen Armen er seine zu Tode gehetzte Seele aushauchte. Seinen letzten Wunsch, seinen Bruder Ernst noch einmal zu sehen, hatte Pistorius hintertrieben, der Markgraf traf erst ein, als alles vorüber war.

Es mutet wie eine seltsame Ironie des Schicksals an, daß Jakob schon stumm und starr unter dem Totenlaken lag, als Sixtus V. zu Rom jene pomphafte Dankprozession auf bloßen Füßen tat, an deren Folgen er selbst — neun Tage später gestorben ist.

In diesem plötzlichen Tod von Papst und Markgraf sahen die Protestanten die rächende Hand Gottes, dem ihr Tun nicht wohlgefällig gewesen sei.

Pistorius und seine Partei sprachen von Gift. Doch von Untersuchungen und Verfolgungen ist nichts überliefert worden, und so zeigt sich die Giftsage als ein tendenziöser Klatsch.

Jakob von Baden-Hochberg kümmerte das Urteil der Menschen nicht mehr. Er hatte Frieden gefunden.

Mit seinem Tode zerbrachen alle Pläne der Priesterkaste. Markgraf Ernst Friedrich kam von Pforzheim, schickte die Priester fort, verjagte Pistorius und seine Kreaturen, wies die junge, hochschwangere Markgräfin in die Hochburg, die er mit Militär besetzen ließ, und ließ die Leiche seines Bruders, gegen dessen Willen und Verfügung, nach Pforzheim überführen, zur Beisetzung in der Familiengruft.

Von allen evangelischen Kirchen läuteten die Glocken und das alemannische Volk stand am Wege, trauernd und weinend. Es gedachte jenes goldenen Septembertages, wo das junge Fürstenpaar, zwei seligen Schmetterlingen gleich — durch das leuchtende Rebland getaumelt war. —

Noch gaben sich Pistorius und die Seinen nicht ganz geschlagen. Der Kampf um das Ungeborene begann. Pistorius versuchte durch eine Amme einen Brief an die junge Markgräfin ins Schloß von Hochberg zu schmuggeln, worin sie aufgefordert wurde, das Kind gleich nach der Geburt von ihren Frauen katholisch taufen zu lassen.

Allein die Soldaten griffen die Amme und nahmen ihr den Brief ab, den sie unter den Brüsten verborgen trug. Sie fanden ihn aber sogleich weil „entweder der Brief zu groß oder die Brüst zu klein gewest sind.“

Das Kind, welches Elisabeth gebar, war ein Knabe, es wurde lutherisch getauft, der Markgraf Ernst Friedrich und die Landschaft Hochberg waren die Paten.

In dem Wettlauf um diese kleine Seele, der alsbald mit unerhörter Heftigkeit einsetzte, tat der kleine Prinz seinerseits das Beste, was er tun konnte, er empfahl sich aus einer Welt, die schon in den Vorwehen des ungeheuerlichsten Unglücks bebte, das achtundzwanzig Jahre später seinen Anfang nahm — des großen Krieges, der dreißig Jahre lang das deutsche Land verwüstete.

Arthur Valdenaire:

Karlsruher Baudenkmäler

3. Die plastischen Bildwerke am Karlsruher Schloß.

(Fortsetzung und Schluß)

Während des Schloßumbaues hatte auch der Schloßplatz eine Umgestaltung erfahren. Das mittlere Parterre dieses Lustgartens hatte im Jahr 1754 einen freien Zugang bekommen, der zuerst noch mit Blumenbeeten gesäumt, später aber ganz als Platz ausgebnet wurde. Dieser Zugang erhielt nun einen schmückenden Rahmen von Figuren und Standleuchtern. Lengelacher fertigte hierfür zwei große Figurengruppen, 4 Vasen und 12 antike Göttergestalten, — wie sie ihm wohl damals erschienene Kupferstiche vermittelten, — nachgebildete Figuren. Diese Arbeiten waren bis zum Sommer 1764 vollendet. Aber erst im Juni 1773 wurden die auf 420 fl. veranschlagten Postamente für diese „schon längst gefertigten Figuren, wann solche auf und in den Garten gestellt werden sollten“, in Arbeit gegeben.

Die beiden in hellgelbem Sandstein ausgeführten Figurengruppen, die wirkungsvoll den Hauptzugang zum Schloß bei der Einmündung der Karl-Friedrich-Straße einleiteten, stellen einerseits den Kampf Simsons mit dem Löwen, andrerseits die Erschlagung des Cerberushundes durch Herkules dar. Dann folgten die Figuren, zumeist in dauerhaftem roten Sandstein gefertigt und zwischen je zwei Standleuchtern zu den Seiten des Mittelplatzes aufgestellt, je sechs Plastiken: Pan, Orpheus, Bacchus, Aeskulap, Hygieia, Herkules, Silen mit dem jungen Bacchus, Venus Kallipygos u. a. Göttergestalten, als Abschluß die Vasen. Die in barocker Beweglichkeit dargestellten Figuren zeigen eine naturalistische Lebendigkeit, wodurch die Körperflächen nicht unbelebt, sondern „aktiv“ bleiben. In der Behandlung spürt man, namentlich in der Ausführung der Gewänder, eine materialgerechte, manuell-praktische Geschicklichkeit des Künstlers, im Typ und in der Haltung kommen da und dort die bäuerliche Herkunft und das derbe, naive Wesen Lengelachers zum Vorschein (wie sie sich in ähnlicher Weise in den Figuren eines Hans Thoma sich äußern). Im Ganzen aber sind sie von einer außerordentlichen bildhauerischen Auffassung und Kraft, die Vasen üppig, stark bauchig und mit ungemein feinen Gelenken, in ihrem vollen Rythmus ein Ausdruck des barocken Körperlichkeitsgefühls um 1760.

Die Ausführung der plastischen Bildwerke am Aeußeren des Schlosses war im Sommer 1764 zu Ende gekommen, die Innenräume dagegen wurden erst nach und nach fertiggestellt, in der Hauptsache von den Stukkateuren Sauer und Bossi in den Jahren 1764 bis 1774. Lengelacher war es trotzdem vergönnt, noch längere Zeit zu bleiben. Im Juli 1764 beschloß der Fürst, „da der mit dem Hof-Figuristen Lengelacher dahier bisher fürgedauerte Accord in Betreff derer zum neuen Schloßbauwesen gefertigten steinernen Figuren zu Ende gegangen und Serenissimus dermalen keine weitere dergleichen fertigen zu lassen sich entschlossen“, man solle dem Künstler weiterhin das große Kostgeld mit Naturalien auf ein Jahr bewilligen, unter der Bedingung, daß, falls er vor Ablauf dieses Jahres anderwärts Arbeit finde, ihm den-